

Bremer Literaturpreis 2025

Preisverleihung am 20. Januar 2025, im Bremer Rathaus

Wilhelm Bartsch: »Hohe See und niemands Land«

Laudatio auf **Wilhelm Bartsch**, gehalten von Dr. Lothar Müller

Der Zeitumsegler

Verehrter Herr Bürgermeister, verehrte Mitglieder der Bürgerschaft, sehr verehrte Damen und Herren, lieber Wilhelm Bartsch

in einem Raum wie diesem, der traditionell mit den politischen Institutionen und der Stadtregierung verknüpft, sind die Schiffe, die von der Decke hängen und auf den Bildern ringsum zu sehen sind, in ein dichtes Geflecht von Bedeutungen eingespannt.

In der Frühen Neuzeit, einer für die Freie Reichsstadt Bremen prägenden Epoche, waren sie nicht nur mit dem Handel und den Fahrten der Walfänger nach Grönland verbunden. Die Schiffe gingen in das Metaphernreservoir der Staatstheorien ein, und auch die Meeresungeheuer. Staatsschiffe waren in stürmischer See auf Kurs zu halten und bedurften kluger Lenkung, das Gewaltmonopol des modernen Staates spiegelte sich bei Thomas Hobbes im Bild des mächtigsten Meerungeheuers, des Leviathan. Ihre suggestive Kraft verdankte die politische Schiffsmetaphorik wie die politischer Zoologie der ozeanischen Ungeheuer den Mythen und der Literatur. Sie hatten zu den Naturreichen von Land und Meer früh ein Gegenüber in der Sprache geschaffen, ein Reich der Einbildungskraft mit eigener Topographie und Ausdehnung, mit Häfen, Grotten und Buchten, die von epischen und lyrischen Gesängen kartographiert wurden.

Das Buch, für das sein Autor Wilhelm Bartsch heute den Bremer Literaturpreis erhält, heißt „Hohe See und niemands Land“. Es enthält die Umrisse einer Nordlandfahrt, die Insel Vilm in der Ostsee vor der Küste Rügens kommt darin, aber auch der Golf von Neapel und die Elbe im Wendland. Zu Recht trägt es seinen Doppeltitel, der Land und Meer einander gegenüberstellt. Kein Ort, den es berührt, ist per GPS erreichbar. Es ist ein bedeutender deutscher Beitrag zum alten weltliterarischen Bündnis von Poesie und Kartographie, der Besiedelung von Land und Meer durch die Sprache der Einbildungskraft.

„Wir fahren gen Ginnungagap“, so beginnt gleich das zweite Gedicht und ruft den leeren Raum auf, der in der Edda den Ursprung umfasst, und wenige Verse weiter den eisigen Ort Niflheim. Hinab in eine ferne epische Welt führt es nur zum Schein, mit an Bord ist der junge Bertolt Brecht, erkennbar an der Wendung „vom Frost eisweißer Nacht zerrissen“ aus der „Ballade von den Seeräubern“. Die Zeiten mischen sich in der poetischen Welt des Wilhelm Bartsch, die Sprachgischte führt Zitatfragmente mit, von der Edda über Shakespeare bis in die Gegenwart.

„Auf nach Ginnungjagap!“ – In jedem „Auf nach Irgendwo!“ steckt ein Ausgangspunkt, in jeder Hohen See ein Hafen, von dem aus sie angesteuert wurde. Wilhelm Bartsch entstammt keiner Küstenregion, er ist im Sommer 1950 in Eberswalde geboren, in Brandenburg. Er hat 1969 ein Abitur gemacht, das eine Facharbeiterausbildung zum Rinderzüchter einschloss, und dann in Leipzig an der Karl-Marx-Universität Philosophie studiert. In ein akademisches Amt ist er nicht geraten, sondern war in den frühen Siebzigerjahren des zwanzigsten Jahrhunderts Korrektor und Rotationsarbeiter in Karl-Marx-Stadt, das heute wieder Chemnitz heißt, ehe er 1976 nach Halle an der Saale zog, wo er noch heute lebt. Er arbeitete als Heimerzieher, bei der Post, als Nachtwächter, als Dramaturg und Rolleur, worunter ich mir jemanden vorstelle, der mit einem Gabelstapler Rollen durch Hallen fährt. Irgendwann in den 1980er Jahren wurde er freiberuflicher Autor von Lyrik, Prosa, Theaterstücken und Essays. Und als 1989/90 der Staat, in dem er aufgewachsen war, unterging, brach er als Stipendiat nach Amsterdam auf, in die USA, lebte nicht mehr nur in Halle, sondern auch im ostthüringischen Rohna, reiste ins Wendland, nach Schreyahn, von wo es nicht weit ist zu dem Dorf, in dem der Dichter Nicolas Born gelebt hat.

Der Fächer seiner Berufe schließt diesen Autor ein, und wo er jeweils lebte, hinterließ Spuren in seinem Werk. Als er ein Kleinkind war, im Jahr 1952, gab es in der DDR, die gerade mal ein Jahr älter war als er selbst, eine Verwaltungsreform, der die Länder zum Opfer fielen. Kein Brandenburg mehr, kein Thüringen, kein Mecklenburg, kein Sachsen, stattdessen Bezirke nach Städtenamen von Rostock über Potsdam, Magdeburg und Halle bis Erfurt, Karl-Marx-Stadt und Dresden. Aber nur als politische Einheiten waren die Länder zugunsten des sozialistischen Nationalstaates abgeschafft, nicht kulturell und nicht im Bewusstsein der Bevölkerung. Sie blieben eine Inspirationsquelle der Literatur. Es ist und war nicht weit von Eberswalde in die Uckermark, und wenn ich „Drittes Nachtstück“ lese, ein frühes Gedicht von Wilhelm Bartsch, denke ich an junge Leute, die von Eberswalde aus in die Schorfheide aufbrechen:

Brandrot, dann preußischblau der Abend,
Schien er geborgt für dieses Land,
Weil Kiefern, atmend, drin verstummt
In Worten, die uns unbekannt,

Die dunkel waren, ehe Nacht kam
Mit Findlingen und Karinhall
Und andren Lasten: Anflugschneisen
Und Bunker, Bronze, Sand aus Eisen
Versunkner Taten überall.

Es gibt keinen Eskapismus in den Landschaften von Wilhelm Bartsch, keine Flucht aus der Geschichte. Die älteste Natur, die steinernen Findlinge, und die jüngstvergangene Geschichte, die Überreste des von Hermann Göring auf Kosten des nationalsozialistischen Staates errichtete „Karinhall“, treffen in einem Vers aufeinander. Im märkischen Sand Brandenburgs werden Militäranlagen sichtbar, in die Landschaft sind versunkne Taten eingezeichnet. Vor der hohen See kam bei Wilhelm Bartsch das „Schwimmen im Stausee von Pöhl“, der Blick auf ein Segel im vogtländischen Meer, das aus einem der großen Industrieprojekte der DDR hervorging: „Als weißer Hai / Mit Gabriels Flügel / Schlitzt es vorbei / Und schleift die Hügel“. So ließe sich mit Wilhelm Bartsch durch die Landschaften gehen, in Gedichten von großer physiognomischer Genauigkeit, in Begleitung eines seiner Vorbilder, des Dichters Wolfgang Hilbig, durch das Mansfeld, „das hohle Herz Deutschlands“, die alte Bergbauregion in Sachsen-

Anhalt, in der zu DDR-Zeiten der Dichter Franz Fühmann mit Kumpeln in die Schächte einfuhr, in der zweihundert Jahre zuvor Friedrich von Hardenberg geboren wurde, der Dichter und Salinenassessor Novalis, dem Bartsch an seinen Orten nachgespürt und den Gedichtzyklus "Licht der Erde Salz des Himmels" gewidmet hat. Bei diesen Landschaftsgängen würde auch der Toten gedacht, die den Selbstschussanlagen an der Elbe zum Opfer fielen.

Wilhelm Bartsch ist ein vielstimmiger Autor, in der Lyrik wie in der Prosa. Er hat in dem Roman „Meckels Messerzüge“ vom Anatomen Johann Friedrich Meckel und der Anatomendynastie Meckel im Halle an der Saale erzählt und dabei ein so sprühendes sprach- und wissenschaftsgeschichtliches Feuerwerk abgebrannt, dass man sich scheut, von einem historischen Roman zu sprechen, nur weil es um das achtzehnte und frühe neunzehnte Jahrhundert geht.

Es charakterisiert diesen Dichter, dass er nicht nur in einer Zeit zu Hause ist, nicht nur an einem Ort, nicht nur in einem Land. Dafür gibt es einen Grund: die Universalbibliothek. Sie verbindet Zeiten und Räume, Land und Meer. Aus ihr ist die tiefe Westbindung dieses Autors hervorgegangen, sein ständiger Dialog mit Shakespeare, mit Ezra Pound und T.S. Eliot, mit der amerikanischen Dichterin Emily Dickinson, mit den Iren vom Abt Brendan über James Joyce bis zu Seamus Heaney. Schiffsladungen von Büchern sind über die Saale in das Werk von Bartsch eingelaufen und mit ihnen die Formen, die darin aufbewahrt sind. Der Stauraum der Literatur ist, anders als der realer Schiffe, unendlich, und es kommt allenfalls zum Schein etwas von der in Jahrtausenden angesammelten Fracht abhanden.

Nicht zum ersten Mal ist Wilhelm Bartsch „gen Ginnungagap“ aufgebrochen, schon einmal trug ein Gedichtband diesen ungreifbaren Ort im Titel. „In Hohe See und niemands Land“ hat er die Hauptstränge seiner Dichtkunst zusammengeführt. In der Nordlandfahrt sind die Landschaften und Figuren mit enthalten, die sein bisheriges Werk enthält, auch die Strände der Saale, und er lässt es sich nicht nehmen, den Abt St. Brendan, dessen „Navigatio“ aus dem sechsten Jahrhundert er folgt, zum Namenspatron seiner Heimat „Brendanburg“ zu machen.

Die olu-olulu, die bösen Geister und Dämonen der nordischen Mythologie treiben gelegentlich in reimlosen, aber markant rhythmisierten Versen über den Mahlstrom. Doch bewährt sich die Kunst dieses Dichters vor allem auf dem Gebiet der Vergegenwärtigung alter Formen der

Poesie. Der Dramatiker Shakespeare, der Autor des „Sturm“, geistert mit Prospero, Ariel und Caliban durch dieses Buch, vor allem aber als Dichter der Sonette. Wilhelm Bartsch ist ein Meister des Sonetts, und er ist ein Meister des Reims. Die Sonette in diesem Buch sind nicht auf den ersten Blick als solche erkennbar, nicht als zwei Quartette und zwei Terzette gesetzt. Die Form ist inwendig geworden, die Reime scheuen das Unreine nicht.

Vom Her und Hin unserer Seelen wissen
Wir wenig, nichts, was sie von tiefher wiegt,
Kaum von der Wolke unterm Kopf, dem Kissen
Und wo das hinführt. Ängstigt. Seligt. Trügt.
Ich schreibe dir bei Nacht mit Blei, ich schreibe's
Im Dunkeln aufs Papier, weil mich ein Welt
Herrchen im Traum im Kampfturm seines Leibes
Ans Licht zog und mich, wach, dem Tod zuzählt.
Mein Lieb, durch welche Nacht mit Machtkontrolle
Sinkst du? Bleischwer, mein Pommern abgebrannt,
Fahr ich nun hin, ich bin von keiner Scholle
Der Herr, nur Nowhereman im Niemandsland.
Bist du das, Lieb? Komm, lass uns segeln,
Im *Flügelwind* von Brendans Engelvögeln.

St. Brendan soll sein Buch über die Engelsreise und die seligen Inseln verbrannt haben. Aber es hat zwischen den Zeilen seiner „Navigatio“ überlebt und hier singen seine Engel nach der Melodie von John Lennons Nowhereman.

Manchmal schien es in den vergangenen Jahrzehnten, als seien der Reim und eine so strenge Form wie das Sonett aus der modernen Lyrik emigriert oder als verstaubte Requisiten ausgesondert worden, als habe der Reim allenfalls in der Werbung ein Asyl gefunden, das Sonett im komischen Gedicht. Aber seit einiger Zeit entdecken die Lyriker in der deutschen Gegenwartsliteratur, Jan Wagner, Marion Poschmann und manche andere, alte Formen neu, experimentieren mit ihnen, und scheuen bizarre, gewagte Reime nicht. Wilhelm Bartsch betreibt diese Vergegenwärtigung von Sonett und Reim seit langem, nicht kanondevot, sondern mit Witz und Sprachlust und feinem Gespür für die Unverzichtbarkeit der dünnen Fäden, durch von ferne die moderne Lyrik und die ältesten Dichtungen miteinander

verbunden sind, wenn Reime nicht nur gelesen werden, sondern erklingen. Der Reim ist das alte Verbindungsglied zur Welt der Zaubersprüche, der untergegangenen Sprachmagie. Er muss diese Erinnerung nicht aufrufen, aber er kann es. Wilhelm Bartsch, der gern, auch in diesem Buch, als „Zeitungsegler“ auftritt, weiß das.

Viele Künstler haben eine markante Eigenart, nicht im Sinne von Eigentümlichkeit, sondern im Sinne eines hervortretenden Elementes, in dem sich ihre Kunst verdichtet. Bei Wilhelm Bartsch ist dieses charakteristische Element ein handwerkliches Requisit der Dichtkunst, der Endecasillabo, zu deutsch Elfsilbler. In „Hohe See und niemands Land“ kehrt sie verlässlich wieder, wie Ebbe und Flut. Wie sein Kunstname sagt, ist der Endecasillabo antiker und italienischer Herkunft, aber er hat auch eine deutsche Geschichte. In der nur scheinbar formsprengenden Lyrik des Expressionismus spielt er eine große Rolle, der Dichter Georg Trakl war geradezu süchtig nach mit möglichst dunklen Vokalen gefüllten Elfsilblern: „Der dunkle Herbst kehrt ein voll Frucht und Fülle.“

Wilhelm Bartsch hat früh begonnen, mit dem Elfsilbler zu experimentieren, schon in seinem ersten größeren Gedichtband „Übungen im Joch“: „Weit hinten in der Kindheit, längst versunken, / Gab es drei Weiher und die kleine Wiese“. Er hat es weit gebracht in der Kunst, metrische und physiognomische Genauigkeit zusammenzuführen. Auch davon zeugt „Hohe See und niemands Land“. Ein Vorfahrtrecht für dunkle Vokale gibt es hier nicht, stattdessen das weit aufgefächerte Tableau von Gedichten, die mit einem Elfsilbler beginnen. Zu ihrem Geheimnis gehört, dass sie ihre Wirkung auch denn entfalten, wenn sie nicht bemerkt werden, sondern nur beiläufig anwesend sind: „Farewell! Du bist mir, Liebste, mehr als teuer ...“ / „Ich lief wie eine Laus entlang den Nähten ...“ / „Die Eiszeit ging. Es kam und stieg das Fieber ...“ / „In niemands Land schwimmen noch *Heimatinseln*“.

Das Niemandsland, sagen die Lexika, ist staatsrechtlich herrenloses Land oder schlicht unbesiedeltes Land oder das Terrain zwischen den Frontlinien eines Krieges. In „Hohe See und niemands Land“ wie im Werk von Wilhelm Bartsch insgesamt meint es etwas umfassenderes, das hervortritt, wenn man es so schreibt wie hier, in zwei Worten: „Niemands Land“. Was hervortritt, ist das Allmende-Hafte, das „niemandes Eigentum“. Vor dem zweiten Teil dieses Buches steht ein Motto des Romantikers Novalis, in dem das Echo auf Rousseau rumort: „Die Natur ist Feindin ewiger Besitzungen. Sie zerstört nach festen Gesetzen alle Formen des

Eigentums ...“. Und darauf folgt ein Sonett, in dem Bartsch im Spiel mit den Szenen aus Goethes „Faust II“ die Vision einer Totalvernutzung der Welt entwirft: „Wo bin ich nur? *Im Brandschweif des Kometen* / Seh ich nicht Dürre und Orkan, ich seh / Farewells Gewalt Bäume wie Unkraut jäten / Und Harvester, Mephistos Defilee. // Wie Krieg und Frieden gleiche Schneisen schlagen / Durch das Gelände Trug und Unbehaust, Durch Planquadrate wie Heuschreckenplagen, / So haust auch hier die Firma Doktor Faust.“

Am Schreckenspol dieses großen Gedichtbandes wird die öde, verdorrte, vernutzte Natur sichtbar, im Dialog mit den „Notizen aus dem Elbholz“ von Nicolas Born, im Blick auf die Monokultur toter Fichten. Es gibt aber einen Gegenpol, auf ihn führt eine Unterströmung zu, eine Drift, in der sich die Shakespeare-Woge der Sonette bricht. Sie führt Hohe See und Hohes Lied zusammen, die Nordlandfahrt und die Hymnen auf die Liebe, die Geliebte. Wie der junge Brecht in den „eisweißen Nächten“ taucht hier die „Fremde Fühlung“ der Liebesnächte aus Goethes „Selige Sehnsucht“ auf. Den Schrecken nehmen die Momente der Erfüllung nichts. Aber zur Welt dieser Gedichte gehört, dass es sie gibt. Herzlichen Glückwunsch zum Bremer Literaturpreis, Wilhelm Bartsch!

ES GILT DAS GESPROCHENE WORT –

RUDOLF-ALEXANDER-SCHRÖDER-STIFTUNG

Stiftung des Senats der Freien Hansestadt Bremen
c/o Stadtbibliothek Bremen · Am Wall 201 · 28195 Bremen
Fon (0421) 361-34560 · E-Mail: sekretariat@stabi-hb.de